

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

186 (12.8.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 32

Diamantstadt.

Roman von Hermann Heijermans.

68)

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Helme der Feuerwehrlente bewegten sich, leuchteten, flimmerten in dem Gewirr, in dem roten Feuerschein. Durch den Lärm war der Platz nicht mehr zu erreichen. Funken und brennende, flatternde Fegen schwirren und fliegen durch die Höhlung und verjagen den Schwärmer...

Der Schornstein, der bis an die Scheune zurückgewichen war und mürrisch niedergeduckert neben seiner Frau auf dem weißholzkernen Arbeitstisch hockte, hielt die Waage in der Wärme seines Rostes. Jan und Dirk lebten, heiter blühten, Hand in Hand, an der Mauer. Sie schwärmten leicht wegen Mutter, die Dir schon einen Schlag gegeben, weil er zu dicht herangekommen war; wegen Mutter, die erschrickt davor und über all das Gerd bei der schneidenden Kälte schüttelte...

Dann schwebten sie erschrocken. Denn das fortwährende Feuer hatte die Vorderseite der Sänschen neben dem Lärm ergriffen. Erst leuchtete es schwach in dem Zimmer auf, als ob jemand mit einer Lampe hereinkäme und etwas suchte, dann fließ durch einen Windstoß angefaßt, eine sich krümmende züngelnde Flamme die unteren Scheiben erkam...

Mit mächtigem Schwung spritzte das Wasser von drei, vier Seiten in das prasselnde Spiel der Flammen. Matt violett gefärbte Wolkchen trieben, vor graublichem Rauch umhüllt, dahin. Ueber dem Lärm tobte ein Gewühl gelber, ledender Zungen, karmintrot zerfließend, und

die armen Kranken auf Gedanken, wie sie Gerhart Hauptmann in seinem „Armen Heinrich“ dem mitleidigsten Gelben in der Hand legt. „Wie? Berriet dein Blut und meines Weibes Blut mir nicht das Grausen und die Wünsche eurer Herzen? Flehte es nicht, so sehr ihr's auch verbargt, aus euch; Geh, daß wir wieder atmen!“

Die Kindersterblichkeit in Rußland.

Man schreibt der Frankf. Ztg.: Der Aufruf des „Vereins zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit“, der neuerdings in verschiedenen Vätervereinigungen zu lesen war, läßt einen tiefen Blick in das unendliche Elend der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands tun. Daß die Sachlage nicht schwärzer angemeint ist, als sie sich in Wirklichkeit darstellt, dafür bürgt sich die offizielle Stellung des Generals Koop (er ist Mitglied des Reichsrates), welcher als Präsident des Vereins den Aufruf unterzeichnet hat.

Zu gleicher Zeit sehen wir in allen Ländern, wo die Zivilisation rasche Fortschritte macht, die Sterblichkeit rasch abnehmend, so daß sie in Norwegen auf 16 und in Australien gar auf 11 bis 12 vom Tausend gesunken ist. Auf diese Weise verlieren wir im Vergleich mit diesen Ländern jährlich einige Millionen Menschen, welche unter günstigeren Verhältnissen am Leben hätten bleiben können.

Einer solchen enormen und immer rascher wachsenden Sterblichkeit in Rußland liegt eine Menge von Ursachen zugrunde, von denen die wichtigste nach dem Zeugnis der Ärzte in den schädlichen Bedingungen zu suchen ist, welche die neugeborenen Kinder umgeben. Schon vor ihrer Geburt sind viele von ihnen dem Verderben geweiht. Die harte Arbeit der Mütter, ihre schlechte Ernährung, die winterliche Kälte, der Alkoholismus, die seelischen Qualen, alles dieses bewirkt, daß die Kinder schon bei ihrer Geburt wenig lebensfähig sind. Der Akt der Geburt selbst wird in barbarischer Weise vollzogen. Die bäuerlichen Gebärmutterbesitzerinnen, wie sie nur bei Wilden im Gebrauche sind, die Gebärende wird aufgehoben, geschüttelt, gezerrt; statt chirurgischer Instrumente werden Holzstücke benützt; das neugeborene Kind wird ins Dampfbad gebracht, beräuchert, mit dem Kopfe nach unten hängend, geschüttelt, so daß auf einer Schaufel in einen heißen Ofen hineingehalten um. Eingewickelt in schmutzige Lumpen und oft nur der Brust ihre halb-wichtigen Geschwister überlassen, verkauft der Säugling in seinen eigenen Exkrementen und wird vom Ungeziefer geradezu aufgefressen. In der verfaulten Unterlage und sogar am lebendigen Leibe des Kindes entwickeln sich oftmals Würmer.

Und hat das Kind alle diese Qualen überstanden, so stirbt es doch häufig vor Hunger oder es wird durch den verfaulten Lutschbeutel vergiftet, der ihm statt der Mutterbrust gereicht wird. Nach dem Zeugnis der Ärzte rafft der Lutschbeutel (mit gekauem Brot, Grütze u. gefüllt) mehr Menschenleben hinweg als alle Schlachten gegen den Feind. Im Sommer, wo die Bauerfrauen auf dem Felde arbeiten, wütet in den Dörfern unter den Säuglingen ein bössartiger Durchfall, der mitunter alle kleinen Kranken, bis auf den letzten hinwegrafft. Die, welche am Leben bleiben, bilden eine schwächliche Bevölkerung, die bei weitem nicht das ist, was sie sein könnte. Und da die Sterblichkeit gleich einer Lawine wächst, so können wir mit vollem Rechte behaupten, daß nach 150 Jahren die großrussische Bevölkerung unbedingt anfangen wird, anzustorben.

Nach den weiteren Zahlen, die in diesem Dokumente angeführt werden, dürfte diese Behauptung noch zu optimistisch sein. Im Gouverne-

ment Nowo starben im Jahre 1890 von jedem tausend Kinder unter einem Jahre je 820. In Norwegen sterben von 1000 Kindern im selben Alter nur 95. Eine kleine Ironisierung deutscher Verhältnisse leistet sich bei dieser Gelegenheit ein Leser der Frankfurter Zeitung. Er schreibt: Wir haben im deutschen Reich ganz ähnliche traurige Verhältnisse. Nach dem Heft 188 der offiziellen preussischen Statistik starben von den unheilbaren Kindern im ersten Lebensjahre z. B. in Neu-Weissenfee 780, in Groß-Wichterfelde 800 vom Tausend Lebensgeborener. Daß die, welche die Schrecken eines solchen ersten Lebensjahres überstanden haben, hernach selbst noch auf's schwerste geschädigt sind und so der Defensivität auf verschiedene Weise zur Last fallen, gilt nicht nur für Rußland, sondern auch für Deutschland.

Hus allen Gebieten.

Medizinisches.

Was ist Sterben? In Wien ist kürzlich der berühmte Mediziner Professor Nothnagel gestorben. Der große Gelehrte hat vor Jahren einen Vortrag über das Sterben gehalten; er führte darin aus: Was ist Sterben? Anscheinend ist nichts leichter zu beantworten. Der Augenschein sagt es ja: es ist die Schlusszene im Leben des Lebensdramas. Der Platonist sagt: Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre. Es wäre irrig, anzunehmen, daß regelmäßig in diesem Alter ein natürlicher Abschluß das Dasein beendet. Ich muß es mir verlagern, im einzelnen darauf einzugehen, darf aber doch im allgemeinen bemerken, daß auch im vorgeschrittenen Alter das Ende gewöhnlich durch Krankheitszustände herbeigeführt wird, welche, zufällig zuletzt erworben oder seit langem vorbereitet, von dem in seinen Funktionen schon weniger leistungsfähigen Organismus nicht mehr überwinden werden können.

In wenigen Sätzen zusammengefaßt, lautet das auf Erfahrung und Beobachtung sich gründende Ergebnis so: Die grauenmühevollen Anschauungen über das physische Sterben existieren zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist das Sterben nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Teil der Mensch selbst seinen Mitmenschen: Feuertod und Jolttern. Die Natur aber ist meist darmherziger als der Mensch. Käme sie allein und immer zur Geltung, und würde das menschliche Geschlecht bis an das natürliche Ende des Daseins gelangen, fürwahr, wir könnten an das Sterben denken, wie der Wilde den Schlaf, den holden Trüster und Erquickter herbeiführt. Aber auch fast überall sonst, wo sie allein das Sterben herbeiführt, breitet sie mitleidig einen Schleier aus, ihrer zitternden Kreatur die Angst und den Schrecken zu verhüllen. Nicht physisch ist das Sterben qualvoll. Qualvoll ist die seelische Todesangst.

Gesundheitspflege.

Nicht zu hastig essen. Grundbedingungen für eine richtige Verdauung ist vor allem langsames Essen. Zu hastiges Essen, Verschlingen der Speisen führt dagegen zu einer großen Anzahl von Magen- und Darmkrankheiten. Der Magen und der Darm braucht eben dann viel mehr Zeit, um die Speisen, die ihm in ungenügend zerleinertem Zustande zugeführt werden, zu verarbeiten. Diese Organe erlahmen in ihrer Bewegungsenergie und Drück, Vollsein und Unbehagen stellen sich als nächste Folge des zu raschen Essens ein. Grobe Wissen bleiben lange im Magen liegen, werden erst zum Schluck, wenn die flüssigen und breiigen Speisen aus dem Magen in den Darm entleert sind, herausbefördert und können dann zu Reizungen des Darms Veranlassung geben. Sowohl pflanzliche wie tierische Nahrungsmittel gehen unverdaut und unangenehm wieder ab, und was dies in volkswirtschaftlicher Hinsicht bedeutet, darauf hat jüngst ein Nationalökonom hingewiesen, der behauptet, man brauche nur die Hälfte zu essen, wenn man sich nur die Zeit nehmen wolle, die Speisen im Munde gehörig für die Verdauung vorzubereiten und mit den Zähnen zu zerleinern. Tadellose Beschaffenheit der letzteren ist die erste Vorbedingung für eine richtige Verdauung.

Humoristisches.

Ein Mißverständnis. Der Vater des großen Komponisten und späteren preussischen Generalmusikdirektors G. Meyerbeer führte bekanntlich den Namen Veer und war Bankier. Er war reich und ließ seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung geben. Diese erhielten u. a. auch in der Astronomie Unterricht. Der alte Bankier betrat einst gerade einmal die Lehrstube in dem Moment, als der Lehrer, Professor W., auf das bekannte Sternbild auf der Himmelstafel hinweisend sprach: „Das ist der große Vär!“ Diese Aeußerung auf sich beziehend, blieb Veer stehen und sagte zum Lehrer: „Herr Professor, machen Sie mir die Kinder nicht stolz!“

Der Gewissenhafte. „Aber Herr Huber, warum wählen Sie nicht? Die Wahl ist in vollem Gange, es kommt auf jede einzelne Stimme an!“ — „Ja bedauern. Ich habe die Wahllisten sämtlicher Parteien gelesen, alle sind ausgezeichnet, alle wollen das Beste; ich kann mich nicht entschließen, durch meine Wahl eine dieser Parteien zu schädigen.“

Vuchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G. et u. Cie., Karlsruhe i. V.

die Höhlung bekam den mattroten Schatten glimmenden Holzes. Das flackernde Wasser floß an dem Gerippe des Hauses entlang und überzückte das Keuschen und Stöhnen der Balken. Und ein plötzlicher heftiger Schlag niederprasselnder Steine schleuderte ein Gewühl brennender Späne und Zunderketten in die Luft. Die Straße erdröhte davon. Bis in den Lärm rollten die Klumpen und floß der Schmutz. Einen Augenblick züngelte das Feuer wieder auf; eine neue Blut wurde angefaßt; die Ruine brach Feuerklumpen und wirbelnde Funken aus, das Wasser spritzte wie Blut zurück — dann wurde alles zu einem mächtigen Rauchmeer, zu wallenden, sich ballendem Dampf, zu bestemmendem Dampf. — —

Slangsam zogen die Menschen wieder nach Hause — nur um den abgegrenzten Teil der kleinen Straße drängten sie sich zusammen, sprachen ängstlich und blickten nach den Tragbahnen und den Stranthenauswürfen. Zwischen den Hauswänden erdröhte das Stampfen der Dampfstrieme. Wirbelnd stoben die Funken aus dem dicken Hals der Maschine. Es fauchte und rauschte über die Straße, über die Dächer. Die vom Wind gepeitschten Fackeln warfen flüchtiges Licht auf die Wasserröhren. Und nun, wo die lobende Glut nicht länger das Gewühl der jagenden Wölfe verdeckte, leuchtete in der Ferne die kleine dunstige Wandsichel.

16. Kapitel.

Im Krankenhaus bekam Eleazar zweimal in derselben Nacht einen Platzhitz. Und am folgenden Tag lag er, durch seine Brandwunden fiebernd, in halb bewusstlosem Zustand und sah das Geschehene nur wie durch einen Nebel. David, der in demselben Saale lag und fast gar keinen Schaden genommen hatte, ging noch vor dem Dunkelwerden fort. Er wollte mit Eleazar sprechen, ihn aufmuntern, ersieht aber keine Antwort.

Erst in der Stille der Nacht, bei dem Schlafgeräusch in den Betten nebenan, kam Eli das ganze graue Elend wieder zu Sinn. Nach Nebelkas martelnden Worten auf dem kleinen Flur, nach seiner dümmen Verzweiflung im Park war alles wie in einem Fieber geschieden, und es fiel ihm schwer, die Gedankenverbindung herzustellen. Am deutlichsten war ihm das bestemmende Ringen mit Lante Reggie schlief zusammengesunken Körper hatten geblieben, mit dem Körper, den er aus dem Alkoven durch das brennende Zimmer geschleppt hatte.

Scharf hing vor ihm ein Bild aus der Erinnerung auf; er sah den seltsamen fiberneigen Kopf, den Kopf ohne den falligen Scheitel, den nicht wieder zu erkennenden knochigen Kopf mit den bleichen beweglichen Daaren in der Purpurglut der Flammen. In dem Alkoven war er gestraucht, hatte er auf eine ihrer herabhängenden Hände getreten. Das graue Gesicht seines Vaders, der die alte Hand aufsteckte, verurteilte ihm einen weiten Schwindel. Die Hand sah er vor sich, den Gedanken wurde er nicht los, die Hand, so wie er sie kannte, mit den dünnen Knöcheln und den dick aufsteigenden blauen Adern. Ueber die Hand, die Hand, die an dem Türpfosten entlang gestritten war, als sie in verweilendem Entsetzen die Mesuro suchte, war er gestraucht. Das mühte ihr in ihrer Bewußtlosigkeit weh getan haben. Mehr wußte er nicht.

Reggie konnte er sich vorstellen, Reggie mit ihrem überweißen Haar — und den blutroten Lärm — die idyllischen Hühnerchen auf dem Gefühse. Mehr nicht. Dann dachte er, dachte er mit dem harten Pupillen an Paddy — ob der rechtzeitig gerettet war — ob die Kinder. . . Die Treppe war frei gemeien. Sullerper und Elle hatte er, ja, die hatte er auf dem Hof gehört. Mijntjes geklendes Getöse hatte ihn wachgeschlagen, als er nachlos dastand. Nein, es konnte kein Unglück geschehen sein. Wenn er bei Paddy eingeschlagen wäre, so wie er es mit ihm verabredet hatte, würde ein fürchterliches Unglück entstanden sein, ein erschütterndes Unglück. Nebetta und Joosje und die Kinder, sie waren gewiß bei Nachbarn untergebracht — und wenn die Nacht, zweiter die Stunde machte, wollte er sich gleich erkundigen, ob Paddy auch in das Krankenhaus gebracht war. Zu müde und zu abgespannt, um noch lange nachzugrübeln, überließ er sich ganz der Ruhe des Krankensaals. Nein, daß er in der warmen Abgeschlossenheit seines Bettes lag, das ihn wie eine traute Annehmlichkeit nach der bleischnen verzweiflungsvollen Müdigkeit umgab, dachte er noch einen Augenblick verdrögelig über seine Zimmerverhältnisse nach, über die Papiere und die alten Wolldecken, die ihm so aus Herz gewachsen waren, die nun gewiß weg sein würden, wenn das Feuer so weiter gewickelt hatte. Gott sei Dank — wenn das Zeit auch verbrannt war, das Bett, worin er nie mehr hätte schlafen können, seitdem sie, sie, mit ihren jammervollen Gedanken daran geschlafen hatte.

Er schloß die Augen vor dem gedämpften Licht des Saals, das ihn störte, und sah sie nun wieder ohne Verdruss, ohne Bitterkeit, ohne Abneigung vor sich, ihr Antlitz mit der düsteren Augenbrauentlinie und dem geschmeidig wogenden schwarzen Haar. Er war über seine Verzweiflung fort. Es konnte ihm nichts, nichts mehr geschehen. Er lag in der Stille des Saals — nur die Ruhe kostend — fast wollüstig den Frieden des Alkohols genießend.

Als die Schwester kam, richtete er sich schwach in seinem Bett auf und fragte, wo Paddy läge. „Wer ist Paddy?“ fragte sie verwundert. „Mein Nachbar oben.“ sprach er, „mein Nachbar oben, der krank

lag, als das Feuer ausbrach. Und wie geht's tante Reggie, die ich bewußtlos herausgeholt habe?"

"Sie dürfen nicht so viel fragen und überhaupt nicht sprechen, hat der Doktor anbefohlen," sagte die Schwester, die ihm nichts von dem entsehligen Feuer, von dem die ganze Stadt voll war, erzählen mochte, von dem Feuer, das Amsterdam beim ersten Frühstahl mit Beschreibungen herzerregenden Glends überauscht hatte. "Sie dürfen jetzt kein Wort mehr reden. Ihre Brust muß Ruhe haben, gänzliche Ruhe, nicht wahr?"

"Dann sagen Sie mir doch," sprach er freundlich, über ihre Sorge lächelnd, "ob sie die Kinder gut herausbekommen haben — und ob der arme Schuder, der Boddy..."

"Ich sage nichts — ich spreche kein Wort — wenn Sie wieder woher sind, wollen wir Ihnen das alles erzählen — aber jetzt nicht. — Und machen Sie sich nur gar keine Sorge, denn... denn... stotterte sie, "denn dazu ist gar kein Grund vorhanden..."

Unruhig blickte er ihr nach, beängigt durch ihre ausweichenden Worte, durch ihren Krankentrost, dessen Sinn er zu begreifen begann. Unruhig blickte er ihr nach, beängigt durch ihre ausweichenden Worte, durch ihren Krankentrost, dessen Sinn er zu begreifen begann. Unruhig blickte er ihr nach, beängigt durch ihre ausweichenden Worte, durch ihren Krankentrost, dessen Sinn er zu begreifen begann. Unruhig blickte er ihr nach, beängigt durch ihre ausweichenden Worte, durch ihren Krankentrost, dessen Sinn er zu begreifen begann.

Einen Augenblick legte er betäubt, verworren, nicht begreifend, die Zeitung nieder. Dann stand er auf, ging dicht unter die Lampe und, ohne etwas von Erschöpfung oder Müdigkeit zu empfinden, las er, ohne zu stottern, ohne Teilnahme, als ob es ihm nichts anginge.

Einfach, eintönig, dürrer Tatsachenbericht gab die Zeitung: "Auf die erste Nachricht von dem Feuer rückte die Feuerwehr der Agnietenstraat und des Wespertseins aus. Bei ihrer Ankunft fand sie die beiden Etagen schon löcherlich brennend. Sofort folgten die Dampfstrahlen von der De Kuyterade, dem Wespertseins und die von der Prinsengracht. Hiervon traten aber nur zwei in Aktion. Die Feuerwehr unter Leitung des Hauptbrandmeisters von der Hauptwache am Wespertseins bestämpfte die Flammen mit aller Macht; mit dem Schlauch in der Hand näherten sich die Feuerwehrmänner dem Gebäude über die Dächer. Es waren ängstliche Augenblicke, diese ersten Minuten nach Ankunft der Feuerwehr, da man die Gemisheit hatte, daß sich noch Menschen in dem brennenden Hause befanden. Man stelte sich obendrein die Verwirrung, das Hilfsbedürfnis, das Beschlagen in der überfüllten Gegend vor, das Rennen einer Anzahl junger und alter Leute im Nachtgewand über die Straße, und man erhält so ungefähr ein Bild von der nächsten Angst- und Säurenszene. Die Polizei hatte keinen leichten Stand, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wir haben Einblick in die ausgebrannten Häuser genommen. Aus dem Hinterfenster des Hauses, neben dem Korridor, das auch schwer gelitten hat, aber dessen Treppen wenigstens unbeschädigt geblieben sind, sieht man in ein ausgedehntes Atrium mit schmalen Gängen, Zimmern und Sälen; überall verkokelte Wände; überall schwarzgebrannte Holzsplitter, und man muß sich verwundert fragen, wie es kommt, daß nicht noch mehr Unheil bei diesem Brand vorgekommen ist. Das Feuer ist zu ebener Erde bei der Witwe Reggie Prins entstanden, vermutlich durch das Springen einer Petroleumlampe, die der zuletzt nach Haus gekommene Bewohner David Prins wahrscheinlich auszublasen verfaumt hat. Ein gewisser Cleazar, — wie man sagt, ein Neffe der Witwe Reggie Prins, — bemerkte gleichzeitig mit einem Wollstücken das Feuer. Er hatte die hohe Befriedigung, seine Tante, die schon bewußtlos war, mit Lebensgefahr aus den Flammen zu retten, aber nicht, ohne selbst Brandwunden davonzutragen. Beide werden jetzt in dem israelitischen Krankenhaus verpflegt und befinden sich ganz außer Lebensgefahr. Besonders die Tante, die blind ist, befindet sich den Umständen nach ziemlich wohl. Auch der Schwager, David Prins, der nur durch den Rauch betäubt war, wurde nach dem Krankenhaus überführt, doch hat er dieses wahrscheinlich schon wieder verlassen. Leider konnte es aber nicht gelingen, einen kleinen Knaben und ein Mädchen aus dem Alkoven unten zu retten. Die verkohlten kleinen Leichen wurden unter dem Schutthaufen gefunden. Bei den Rettungsversuchen erlitten noch verschiedene Personen leichte Quetschungen. In der ersten Etage fand die Feuerwehr die Leiche eines Zigarettenhändlers russischer Abkunft. Seinen Sohn gelang es, sich über die Dächer zu retten. In der zweiten Etage hat sich ein grauenerregender Anblick. In einer Fensteröffnung hängend, fand man die verkohlte Leiche einer jungen Frau, der Tochter des Zigarettenhändlers. Und auf dem obersten Treppenschritt, wahrscheinlich bei ihrem Verhug, zu entweichen, verhindert, lagen drei Kinder, alle vom Rauch erstikt. Ein Mädchen von zehn oder zwölf Jahren hielt sein Verbrechen noch in den Armen. Das die Schwere des Unglücks noch erschüttert, ist der Umstand, daß wenn auch der Verlust nicht unerträglich ist, verschiedene arme Familien ihr Hab und Gut nicht einmal versichert hatten und nun alles, was sie besaßen, verloren haben.

Die Namen der Umgekommenen sind: Saarije Prins ein

Mädchen von ungefähr sieben Jahren; Woosse Prins, ein kleiner Knabe, noch nicht zwei Jahre alt; der kranke russische Zigarettenhändler Podnosky, besser unter dem Namen Boddy in der Gegend bekannt; seine Tochter Welfka, noch keine achtzehn Jahre alt, und seine drei anderen Kinder Serge, Salk und Rozetle. Es herricht allgemeine Niedergeschlagenheit in den Jodenhaustraten. In unserer nächsten Nummer kommen wir noch ausführlicher auf den Brand zurück und werden den traurigen Wohnungsverhältnisse in diesem Viertel, die nach jedermanns Ansicht die Ursache so vieler Opfer sind, eine Leitartikel widmen."

Unbeweglich stand Cleazar unter dem singenden Gesänge der Gasflamme. Das Papier in seiner Hand starrte nicht. Noch einmal überlas er den Schluß, noch einmal, wie ein Fremder, starrten seine Augen auf die auffällig gedruckten Namen. Dann legte er mit mechanischer Gebärde die kleine Volkszeitung wieder auf den Tisch zurück, durchmaß taumelnd den Raum, der ihn von seinem Bett trennte, und zog die Decke über den Kopf, ohne zu söhnen, ohne zu schlafen.

Am folgenden Morgen fanden sie ihn bewußtlos. Er kam nicht wieder zu sich. Juda, der ihn aufsuchte, um ihn zu trösten, um ihm von dem Begräbnis Poddys und seiner Kinder zu erzählen, von dem Begräbnis, wobei das ganze Judentum auf den Beinen gewesen war, von dem Begräbnis, wobei die Menschen auf den Straßen gestanden und vor Würigung gemeint hatten über den Anblick der zwei großen und fünf kleinen Särge. Juda, der ihm auch von dem ersten, glücklich gewonnenen Streik hatte sprechen wollen, Juda wurde nicht zu ihm gelassen.

Aber Reggie, von einer Pflegeschwester geführt, Reggie, die noch nichts von Saarije und Woosse wußte, durfte zu ihm, ohne zu sprechen. An seinem Bett sitzend, ließ sie die dürrer Finger ihrer nicht getretenen Hand über sein Antlitz gleiten.

Ergraben, weil sie keinen Atem um seine Nase, um seinen Mund herum kühlte, begann sie heftig zu weinen.

Vom jüdischen Krankenhaus aus wurde er nach jüdischem Ritus auf dem jüdischen Friedhof begraben.

— Ende —

### Rechte Weise, rechtes Wort.

Unter diesem Titel stellt H. Böhrer in der literarischen Beilage zur Sächsischen Schulzeitung die nachstehenden Betrachtungen über Schulliedererblicher an:

Der Strom der Niederbüchertliteratur fließt in unserer Tagen breit und voll, aber nicht immer ganz rein und klar. Den Grundstock des Niederbüchch sollen Volkslieder und volkstümliche Lieder bilden, das sind Lieder, die sich den Reiz der Jugend durch Generationen hindurch bewahrt haben, die Volksgut geworden sind. Die Macht der Gewohnheit aber gewährt auch vielen Liedern Heimgastrecht in unseren Büchern, die heute nach Text oder Melodie als veraltet zu bezeichnen sind. Einer kritischen Sichtung nach diesem Gesichtspunkt wird eine ganze Anzahl von Liedern zum Opfer fallen, die in den Zeiten, „als der Großvater die Großmutter nahm“, alt und jung ergötzen, Wesen, die heute höchstens noch als Melodien zu Tafelfedern hin und wieder in Anwendung kommen.

„Es kann ja nicht immer so bleiben  
Hier unter dem wechselnden Mond.  
Es blüht eine Zeit und verwelkt,  
Was mit uns die Erde bewohnt.“

Das Lied besingt seine eigene Geschichte und die der Zeitgenossen seiner Väterjahre, wie „Freut euch des Lebens“, „Goldne Abendsonne“ usw. Hinweg mit ihnen, hinweg auch mit den Liedern reflektierenden Inhalts: „Warum sind der Tränen“ und vielen anderen verwandter Stimmung.

Es mag manchem weh tun, von Liedern in unseren Büchern Abschied nehmen zu müssen, an die liebe Jugenderinnerungen geknüpft sind. Aber das darf nicht abhalten. Das Schulliederbuch ist kein Archiv für veraltete und alternde Lieder. Es soll eine Sammlung werden, in der jedes Stück einen künstlerischen Wert darstellt, über den entwerber die Geschichte endgültig einig ist oder den doch der herrschende Zeitgeschmack für einen solchen hält.

Den Verfassern der Niederbücher wäre mitunter etwas mehr Mut zu wünschen, auch in bezug auf das Kinderlied. Die lange Lebensdauer des berühmten „Hänschen klein“ z. B. ist zum größten Teil auf die vorzügliche Pflege seitens der Schule zurückzuführen.

Unsere Lesebücher haben sich gehiebt, diesem Literaturprodukt Heimatrecht zu gönnen. Die Niederbücher scheinen ihm das Leben erhalten zu sollen. Die nüchternste Erzählung schildert ein ganz unmotiviertes, unnatürliches Lösen und Wiedereinsetzen der zartesten Familienbände, vollzogen in Formen, die einen bedenklichen Mangel an Gefühl verraten. Alles fehlt, was etwa an ein Märchen erinnern könnte, jede tiefere Bedeutung des Vorganges, jeder Zug ins Reich der Phantasie. Die ganze Robinsonade des kleinen Durchdramers wird mit der Erwähnung selbstverständlicher Witterungsverhältnisse abgetan. Für Geist, Herz, Gemüt ist nichts da.

Auch zur frühzeitigen Erweckung patriotischer Gefühle sind Kindergedichte gemacht und der Jugend zum Singen gereicht worden.

Mein Kaiser ist ein lieber Mann  
Und wohnt in Berlin,  
Und wär' es nicht so weit von hier,  
So ging ich heut' noch hin.“

Diese Keimerei ist in einem Liederbuch, das im Jahr 1905 neu erschienen ist, und sie ist nicht die einzige ihrer Art.

Es mag schwer sein, gerade für die unterste stehende niedere volles Material zu finden. Das darf aber nicht hindern, Schlichtes anzuführen.

Uebrigens zeigt sich in der Literatur des Kinderliedes neuerdings eine größere Regsamkeit als erstere Zeit. Texte und Melodien unserer Niederbücher sind mehr als bisher auf ihren künstlerischen Wert zu prüfen. Hinsichtlich ihrer Lesart und ihrer Zusammengehörigkeit kann dann im allgemeinen der Satz gelten:

Text und Melodie sind in der Originallesart aufzunehmen; Originaltext und Originalmelodie sind nicht zu trennen.

Allerdings kann das — so selbstverständlich und richtig es klingt — doch nur mit gewissen Einschränkungen befolgt werden. Zunächst ist das Original oft kaum festzustellen, zumal bei älteren Liedern. Auf seinen Wanderzügen durchs Volk hat sich manches Wandern, Entstellungen oder Zusätze gefallen lassen müssen, ist vielleicht noch von dem, der es einfüg und zuerst zu Papier brachte, nach Form und Inhalt gefügt worden. In solchen Fällen, wo also verschiedene, auf ihre Echtheit kaum zu kontrollierende Lesarten vorliegen, ist derjenige der Vorzug zu geben, die in der betreffenden Landschaft gebräuchlich ist, falls nicht Gründe äußerlicher Art eine Aenderung wünschenswert erscheinen lassen.

In anderen Fällen hat die an akademische Regeln sich nie kehrende Sonderart des Volkes Zusammenlegungen von ursprünglich nicht zusammengehörigen Worten und Reimen selbst vorgenommen oder doch gutgeheißenen und angenommen. Derartige Zusammenstellungen sind natürlich als durchaus berechtigte zu respektieren.

Wir wollen es auch gelten lassen, daß einmal zu einem Text eine andere Melodie gesetzt wird oder das Umgekehrte geschieht, für den Fall nämlich, daß eines von beiden dadurch an Schönheit und an der Möglichkeit seiner Verbreitung wesentlich gewinnt, und daß das neue Verhältnis nicht nur auf eine äußerliche, im Metrum liegende gebräuchlich ist, sondern auf eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters von Text und Melodie gegründet ist.

Niemals aber sollten Wort und Weise solcher Lieder getrennt werden, die als Volkslieder in lebhaftem Gebrauch sind, niemals aus dem Grunde, die Melodie für die Schule zu retten. Wer die Weise eines Volksliedes begehrt, muß sich auch zum Wort bequem oder beides lassen. Eine falsche Färberei hat in dieser Hinsicht Unheil gestiftet. Das herrliche: „Morgen muß ich fort von hier“ klingt mal als Volkslied mit sehr mächtigem Text. „Ach, wie ist's möglich dann“ ist Vaterlandslied geworden, wird sogar mit einem mehr als albernem Text: „Laßt mich nur fliegen hin“ notiert. „Wußt ich denn zum Städte hinaus“, das alte, jedem Kind bekannte, besingt den Abschied der Zugvögel in einem Jovial, gespräch mit einer Nachtrall. Und warum solche Vergewaltigungen, deren Zahl nicht gering ist, aus banger Sorge, daß das Kind in der Schule ein Knefwort hört, das ihm daheim die Mutter schon hundertmal zugeflüßelt. Am schlimmsten ist man in dieser Richtung in den geistlichen Kinderbüchern vorgegangen.

Das Kind lebt in dem guten Glauben, in der Schule das echte zu erhalten. Muß es, wenn ihm daheim dieselben Wesen mit anderen (das heißt mit den echten) Worten nachreden, nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Worte eigentlich eine Art verbotener Ware seien? Welche Verletzung des Urteils!

Sie und da macht sich ein Bestreben geltend, eine Melodie mit mehreren Texten zu belegen. In den meisten Fällen ist auch das nicht gutzuheißen.

Schlimmer aber als Unterstellung neuer Texte sind willkürliche Aenderungen innerhalb eines vorhandenen. Diese Unfälle will nicht ausbreiten. Zu den Beispielen, deren häufigstes der aus dem höchsten Grunde verschwindende Dintel ist, kommen immer neue.

In einem Heft von 1904 ist aufgenommen: „Nun leb' wohl, du kleine Gasse“. Wenn sich der Verfasser an die „anderen Städtchen und anderen Mädchen“ nicht herantraut, so mußte er das Lied lassen. Er besteigt aber auf einen Augenblick den Pegasus und gewinnt anstelle der anstößigen Worte:

„Nuntes Kreisen allerorten,  
Fremder Leute, fremder Wirt.“

In demselben Buche ist auch der Text des alten Handwerksburschenliedes geändert: „Es, es, es und es.“ Der Frankfurter Handwerksgehilfe darf nicht singen in seiner derben Weise von der Arbeit des Meisters, die ihm nicht gefällt, und von Speck und Kraut der Meisterin, das ihm nicht schmeckt. Er nimmt hübsch manierlich Abschied. Bravo! Warum heute in der Zeit der Streiks schon die Schulbuben mit so unzufriedenen Gesellen bekannt machen!

Weg ferner mit Zusätzungen, um die üblichen drei Verse zu erreichen. Goethes Nachtlied hat eine Strophe und niemand hat das Recht, sie umzumodeln und noch weniger, sie zu ergänzen.

Noch ein kurzes Wort über die Frage der Verechtigung, Sätze, die für Instrumentalmusik komponiert sind, mit untergelegten Texten zu singen (z. B. Hymne an die Nacht, nach einem Sonatenlag von Beethoven und ähnliches). Die Meinungen sind geteilt. Das Unrecht ist unseres Erachtens nicht so groß, als daß es nicht ergehen werden könnte, nur müssen — wie schon gesagt — Wort und Weise einander wert und innerlich verwandt sein. Auch soll derartige Unternehmungen Ausnahme bleiben und sich auf rein lyrische Sätze beschränken. In der Instrumentalmusik ist das Arrangement, die Wiedergabe eines Konzertes in anderer als vom Komponisten empfundener Klangfarbe fast mehr Regel als Ausnahme. Die Instrumentalmusik belegt dabei auch die Werte der Vokalmusik ohne Strupel mit Beschlag. Ob das zu beklagen ist oder nicht, das zu entscheiden gehört nicht hierher.

Wünschlich hätten wir es aber mit dem Grundtext: Was dort steht, muß hier richtig sein.

Die angeregten Gedanken wollen durchaus nicht eine erschöpfende Behandlung der Niederbücherfrage sein. Sie wollen nur ein kleines Teil dazu beitragen, das kritische Bewußtsein auf diesem Gebiete schärfen zu helfen, damit der Gefangenenrecht der Jugend, der sich in unserer Zeit so erkeulich wieder zu heben beginnt, bald über ähnlich vorzügliche Lehr- und Lernmittel verfüge, wie sie anderen Gebieten künstlerischer Jugendunterrichts in den letzten Jahren so reichlich geschenkt wurden.

### Ueber die furcht vor Tuberkulose.

Von Dr. med. Albert Fraenkel (Badenweiler). (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Sicher gilt der Satz: Ohne Tuberkelbazillen keine Tuberkulose, bedeutet das aber auch: Wo Tuberkelbazillen im Körper sind, da entsteht eine tuberkulöse Erkrankung, oder können etwa Tuberkelbazillen in den Organismus des Menschen gelangen, ohne daß er deswegen krank zu werden braucht?

Das letztere ist glücklicherweise der Fall. Schon seit einigen Jahren sind wir darauf aufmerksam geworden, daß erheblich mehr Menschen tuberkulöse Krankheitsherde in sich bergen als etwa an Tuberkulose krank sind oder gar sterben. Wir verdanken diese Erkenntnis vor allem den Beobachtungen der Anatomen. Diese haben immer darauf hingewiesen, daß in einem Drittel aller Leichen, abgesehen von den an Tuberkulose gestorbenen, bestehende oder verheilte Tuberkelherde zu finden sind. Wir müssen also Infektion mit Tuberkelbazillen und Erkrankung an Tuberkulose wohl unterscheiden. In einer sehr bekannt gewordenen Arbeit hat ein Züricher pathologischer Anatom neuerdings das überraschende Ergebnis mitgeteilt, daß überhaupt keine einzige Leiche von Menschen, die im Alter von mehr als 30 Jahren gestorben sind, ohne Zeichen einer stattgehabten Ansteckung mit Tuberkulose befunden wurde.

Die meisten dieser Menschen waren infiziert, ohne daß sie es wußten, und ohne daß sie wirklich an Tuberkulose erkrankten. Mit Hinweis darauf hat v. Behring so unrecht nicht, wenn er das Wort zitiert: Ein bißchen tuberkulös ist schließlich jeder.

In dieser Erkenntnis, daß die Aufnahme der Tuberkelbazillen in den Körper noch keineswegs Erkrankung an Tuberkulose zu bedeuten hat, liegt ein außerordentliches Moment der Beruhigung. Eine einmalige Aufnahme von Krankheitskeimen genügt wohl kaum zum Zustandekommen der Lungenschwindsucht. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle scheint ein dauernder intimer Verkehr mit Kranken zur Ansteckung nötig zu sein.

Daß aber sogar nahestehendes Zusammenleben von Gesunden mit Kranken ohne Gefahr für die ersteren zu sein braucht, dafür gibt es Hunderte von Belegen. Die Bevölkerung an Kurorten, wo Lungenerkrankte Genesung suchen, müßte längst begünstigt sein, wenn das Zusammenleben mit Lungenerkrankten so gefährlich wäre. In der Zeit, als nach dieser Hinsicht die Befürchtungen des Publikums und der Ärzte sehr große Höhen haben Kurorte, wie Davos, Meiring, Reichenberg, Anstalten, wie Herbersdorf u. a. einwandfreie Statistiken und Belege dafür gebracht, daß trotz der immer steigenden Zahl der Kurgäste eine Steigerung der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose bei den Eingeborenen nicht eintrat.

Daß auch ein näherer und häufiger Umgang mit Kranken noch nicht Schaden bringen muß, sehen sie am besten an uns Aerzten, „besonders an denjenigen unter uns, die in Heilanstalten oder als Hochstufkur-pezialisten wahrlich genug Gelegenheiten gefunden haben, sowohl zur Erläuterung wie zur Erprobung der Ansteckung. Ich habe genug Gesunde kennen gelernt, oder Kranke, die unter irrtümlicher Diagnose monate, jahrelang in Sanatorien gelebt haben, ohne tuberkulös zu sein und ohne daß sie es deswegen geworden wären.

Auch die Geschichte mancher Ehe ist lehrreich. Es besteht zwar kein Zweifel darüber, daß gerade die Bedeutung wiederholter Ansteckungsgelegenheit dort besonders zutage tritt, wo der vorher gesunde Mann oder die Frau erkrankt und der andere Ehegatte tuberkulös ist. In vielen anderen Fällen aber spricht das Experiment der Ehe eine breite Sprache in dem Sinne, daß Ansteckungsmöglichkeit noch nicht Krankheit bedeutet.

Es muß bei der Tuberkulose genau so wie bei allen anderen ansteckenden Krankheiten mit einer verschiedenen Empfänglichkeit des Menschen gerechnet werden. Bezüglich der Widerstandsfähigkeit gegenüber den eben aufgezählten oder seit länger im Körper ruhenden höchsten Bazillen verhalten sich die Menschen nicht nur untereinander, sondern offenbar auch jeder Mensch zu den verschiedenen Zeiten verschieden. Es gibt akute Erkrankungen, wie Malaria, Influenza und andere, in deren Verlauf die im Organismus schlummernden Tuberkelkeime leicht zum Leben erweckt werden, und es ist andererseits keine Frage, daß ein durch Hunger und Sorge oder durch materielle Not bedingter schlechter Ernährungszustand den Ausbruch der Tuberkulose begünstigt.

Also in dem Kampf gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit nicht abletzt stehen, sondern alle Vertriebungen der privaten und staatlichen Fürsorge nach Kräften unterstützen! Aber Achtung, wie ich sie hier vorgetragen, werden daran erinnern, daß man durch diesen Kampf die Angehörigen fördern kann, ohne die Kranken zu belästigen, daß der Kampf gegen die Tuberkulose nicht auszuarten braucht in einen Kampf gegen die Tuberkulösen.

Nur keine Furcht vor Tuberkulösen. Sie nützt nichts und bringt